

Die Kinder der anderen

Nele war als Baby auf Heroinentzug. Jasons Mutter lebt auf der Straße. Mias Mutter ist geistig behindert. Die Kinder haben Ersatzfamilien bekommen. Das ist oft schön – und manchmal schwer auszuhalten.

VON MANUELA MÜLLER

ZWENKAU – Liane Kühns Wohnzimmer sieht aus wie das Titelblatt von „Schöner Wohnen“, aber auf Kniehöhe fehlt ein Streifen Tapete. Eine Armlänge, auf der das Grau der nackten Wand durchs Pastellgelb späht. Jason hat ihn abgerissen, sagt Liane Kühn. Obwohl alles fest an der Wand geklebt hatte. Davor schmiss er den Seifenspender ins Waschbecken, sodass das Becken nun einen Riss hat. Und davor schickte Jason den Fernseher ins K. O.

Jason ist ein blonder Zweijähriger, von dem schöne Fotos existieren. „Ist er nicht süß?“, sagt Liane Kühn. Sie ist die Vorsitzende des Landesverbandes für Pflege- und Adoptiveltern in Sachsen und Jasons Ersatzmutter. In ihrem früheren Leben war sie Abteilungsleiterin eines großen Kaufhauses in Leipzig und flog zu Geschäftsreisen quer durch Deutschland. Sie erzählt schnell und viel, weil sie glaubt, dass kaum jemand etwas über die Jasons dieser Welt weiß, über ihr Seelenleben. Und dass Kinder wie Jason genau deshalb zu Systemsprengern werden. So nennen Psychologen und Sozialpädagogen Kinder, denen niemand gewachsen scheint. Es gibt einen Film, der so heißt. Darin geht es um ein blondes Mädchen.

Die Eltern von Kindern wie Jason leben oft von Hartz IV. Die Großeltern ebenfalls. Eine besondere Generation, so erzählt es Liane Kühn. Manchmal laufen nebenbei krumme Geschichten, meistens steht Alkohol auf dem Tisch und oft ist die Nummer des Dealers im Mobiltelefon unter den Favoriten abgespeichert.

Kühns vierjähriger Pflegesohn Max ist das erste von vier Kindern einer 21-Jährigen. Max' leibliche Mutter hat drei Freundinnen im selben Alter. Vier Frauen mit bisher insgesamt zwölf Kindern. Bis auf eine Tochter leben alle diese Kinder in Pflegefamilien. Man nimmt sie den Müttern weg, sie machen sich ein neues, immer zwischen Gefundenem und gescheitertem Familienglück. So sagt es Liane Kühn. Eine blonde, zurechtgemachte Frau, die sich im Griff hat. Zwischen ihr und den Eltern der Kinder, für die sie kämpft, lagen früher Welten. Heute schicken sie sich Kurznachrichten.

Jason kann den Finger in den brennenden Kerzendocht halten, ohne das Gesicht zu verziehen. Er sucht ständig Essen. Liane Kühn füttert ihn, damit er Pausen macht und nicht schlingt. Dann spürt sie, wie der kleine Körper für einen Moment zur Ruhe kommt. Fast ein Jahr lebt er nun in ihrer Familie. Zuvor war er im Heim, ein ganzes Babyleben lang. Davor war er entwurmt worden.

Einmal im Monat holt ihn seine leibliche Mutter bei den Kühns ab. Dann sieht man Fotos von dem kleinen blonden Zweijährigen in ihrem WhatsAppstatus. Heiligabend wollte sie Jason für vier Stunden. Liane Kühn hat nicht mitgemacht, der Junge sei doch kein Spielzeug.

Als Jason zur Welt kam, war seine leibliche Mutter 16. Das allein ist kein Grund, seinem Kind nicht zu geben, was es braucht. Ein Grund ist, dass sie selbst mit acht ins Kinderheim kam, dass sie sich von dort absetzte und vier Jahre auf der Straße lebte, dass sie und Jasons Vater auf Drogen sind. Das Mutter-Kind-Heim habe für Jasons Mutter genauso wenig funktioniert wie der Rest des Systems. Nun ist Jason eines von bundesweit mehr als 80.000 Kindern,

die in Pflegefamilien leben.

Liane Kühn sitzt mit Christine Würsig und Rosa Hentschel am Esstisch ihres Wohnzimmers in Zwenkau. Hinter ihr die Wand mit der fehlenden Tapete. Alle drei sind Pflegefamilien und wollen darüber reden, was das bedeutet: für die Kinder, für sie selbst, für das System der Kinderhilfe. Mit 58 Jahren ist Liane Kühn die Jüngste am Tisch. Die anderen beiden sind Anfang sechzig. Die eigenen Kinder haben das Haus verlassen. Nun sorgt die Gesellschaft dafür, dass ihre Kinderzimmer nie leer bleiben. Die Kinder sagen Mama zu ihnen. Die Frauen wissen, dass es seltsam wirkt, wenn Kleinkinder Frauen ihres Alters als Mama rufen. Aber wie soll man als kleines Kind sonst die Frau bezeichnen, die das verkörpert, was Mütter tun?

Rosa Hentschel nahm vor 23 Jahren ihr erstes Pflegekind auf. Im Moment leben zwei Mädchen bei ihr in Dauerpflege. Mitarbeiter des Jugendamtes brachten beide Mädchen als Säuglinge. Nele, die Ältere, kam mit drei Wochen, als sie den Heroinentzug hinter sich hatte. Heute besucht sie das Gymnasium, achte Klasse. Rosa Hentschel sagt, sie wird das Mädchen eines Tages adoptieren. Die Kleine, Julia, ist Heiligabend sieben geworden. Ein FAS-Kind, FAS steht für fetales Alkoholsyndrom. Es bedeutet, dass ein Kind behindert ist, weil seine Mutter in der Schwangerschaft getrunken hat. Kopf und Nase sind kleiner, die Augen stehen schräger, als würden sie Richtung Nase kippen. Die Behörden haben Julia als 70 Prozent schwerbeschädigt eingestuft. Sie besucht eine normale Grundschule im Leipziger Umland, aber ihr Schulbegleiter weiß nicht, wie lange er Julia noch schafft, sagt Rosa Hentschel. Manchmal

lässt sie durchblicken, dass auch sie an ihre Grenzen stößt.

„Sie brauchen ein Nest, diese Kinder“, sagt Rosa Hentschel, die 61 ist und vier leibliche Kinder hat. „Ich bin mit jeder Faser Pflegemutter“, sagt Christiane Würsig, während ihr Mann Christian auf dem Sofa sitzt und mit Mia Bausteine aus- und einräumt. Die Würsigs haben nun Mia, die zweieinhalb ist. Seit 18 Jahren nehmen sie Pflegekinder auf. Seit zehn Jahren als Bereitschaftspflegeeltern, was bedeutet, dass sie Null- bis Dreijährige bekommen, die das Jugendamt in Hauruck-Aktionen vor ihren Eltern rettet. Die Würsigs sind Mitte sechzig und finden, dass die kleinen Kinder weniger Arbeit bedeuten als die größeren Kinder.

Bereitschaftspflegekinder sollen höchstens ein halbes Jahr bleiben, um sich nicht zu sehr an die Familie zu gewöhnen. So lange nur, bis es eine Dauerlösung für sie gibt. So kam Mia zu den Würsigs, von einem Tag zum nächsten. Das ist zweieinhalb Jahre her.

Mias leibliche Mutter stammt aus Südeuropa und ist in ihre Heimat zurückgekehrt. Um ihr Kind zu versorgen, hätte die Mutter aufgrund ihrer geistigen Behinderung eine 24-Stunden-Betreuung gebraucht. Mia hat keinen Pass, keine Krankenversicherungskarte, keine Geburtsurkunde und keine Staatsbürgerschaft, sagt Christiane Würsig. Wenn sie mit ihr zum Arzt muss, rechne sie das mit der Behörde ab. Mias Schicksal hängt in der Luft, weil die Mutter das Sorgerecht besitzt und für Mias nächste Etappe ein Formular unterschreiben müsste. Deshalb lebt das Mädchen immer noch bei den Würsigs in Leipzig. Christiane und Christian Würsig: Sie wirken mit ihr wie Großeltern,



Eine Mutter auf Zeit: Christiane Würsig aus Leipzig mit ihrer Pflegetochter Mia und Max. Heute leben in Sachsen deutlich mehr Kinder in Pflegefamilien als vor zehn Jahren. 2010 gab es 2225 Pflegekinder, zehn Jahre später 3560. Laut Sozialministerium ist es immer schwieriger, Pflegefamilien zu finden.

FOTO: ANDREAS KRETSCHIEL

Liane Kühn
Pflegemutter und
Chefin des Pflegeelternverbandes
Sachsen

FOTO: ANDREAS KRETSCHIEL



„Wir geben den Kindern, was Heime nicht geben können: eine Familie.“

die das erste Enkel um sich haben. Er hat eine Firma, sie ist eigentlich Informatikerin. Christiane Würsig und Rosa Hentschel lernten sich vor acht Jahren in einem Krankenhaus im Leipziger Umland kennen. Sie holten zwei Geschwisterkinder mit Knochenbrüchen ab. Das Jüngere ein Säugling, das Ältere ein Jahr alt. Ihre Mutter war drogenabhängig und hatte das ältere Kind ein halbes Jahr zuvor im Jugendamt abgeben wollen, war aber gescheitert. Sie bekam ihre Töchter zurück, bis sie zwei Jahre später aus dem Fenster ihres Neubausblocks stürzten und dank eines Gestrüpps überlebten, erzählt Rosa Hentschel.

Eltern entscheiden sich oft dann für Pflegekinder, wenn ihre leiblichen Kinder aus dem Gröbsten raus sind. Manche machen dann einfach weiter und beginnen immer wieder von vorn, Pflegekinder durch die Jugend zu bringen. Liane Kühn kennt Pflegeeltern, die keine eigenen Kinder bekommen können.

Sie und ihr Mann haben selbst zwei erwachsene Kinder und drei Pflegekinder aufgenommen. Die meisten Familien haben ein oder zwei Pflegekinder, sagt sie. Man kann philosophieren, weshalb sie das tun. Weil sie gerne Mutter sind. Weil sie Platz haben, im Herzen und im Haus. Weil es schön ist, gebraucht zu werden. Weil Kinderlachen ansteckt. Weil sie bei den eigenen Kindern etwas verpasst haben. Liane Kühn sagt, sie wollen Kinder aus dem Kreislauf holen, der sonst aus wechselnden Bezugspersonen besteht. Bindungsstörungen seien das Schlimmste.

Man kennt den Spruch, dass es Pflegeeltern ums Geld geht. Ein Tausender pro Kind im Monat: 571 Euro Sachaufwand für die Null- bis Sechs-

jährigen, 657 Euro für die bis Zwölfjährigen, 722 Euro für Jugendliche. Das Geld ist für Wohnkosten, Kleidung, Schulsachen, Urlaub, Versicherungen und Essen gedacht. Für Geschenke und Hobbys zahlt der Staat 45 Euro. Dazu kommt das Pflegegeld, das je nach Landkreis rund 250 Euro pro Kind beträgt und eine Art Lohn für die Ersatzeltern ist. Darauf kann man die Frauen ansprechen, und sie rechnen dann vor, welche Ausgaben sie haben. Größere Wohnung, größeres Auto, die täglichen Kosten.

Man kann in Tabellen nachschlagen, wie teuer ein Kind bis zur Volljährigkeit ist. Ein Pflegekind kann ein Rechenmodell sein. Für behinderte Kinder und Bereitschaftspflegekinder wie Mia zahlt der Staat ein höheres Pflegegeld. Andererseits: Bereitschaftspflegemütter müssen ihren Job kündigen. Sie sammeln weder Rentenpunkte noch werden sie sozialversichert.

Liane Kühn gefällt das System nicht. Sie rechnet gegen, dass ein Heimplatz pro Kind 6000 Euro im Monat kostet. „Wir geben den Kindern, was Heime nicht geben können: eine Familie.“ Ginge es nach ihr, würde sie das Pflegeelternmodell attraktiver machen, damit Frauen ihre Berufe aufgeben und Heimkinder aus dem Kreislauf holen: „Wir müssen dringend Pflegefamilien finden.“ Die Statistik wirkt wie der neongrüne Strich eines Textmarkers über den Sätzen von Liane Kühn: Innerhalb von zehn Jahren ist die Anzahl der Pflegekinder in Sachsen um fünfzig Prozent größer geworden. 2010 gab es 2225 Pflegekinder, zehn Jahre später 3560. Auch Heimkinder gibt es immer mehr. Laut Sozialministerium ist es immer schwieriger, Pflegefamilien zu finden.

Silvia Groß macht gerade Werbung. Sie dreht mit Medienstudenten der Fachhochschule Mittweida kurze Filme darüber, wie es ist, Pflegefamilie zu sein. Es gibt auch einen Podcast zum Thema. Das Ganze heißt „Aus einsam wird gemeinsam“, und beide Seiten haben etwas davon. Silvia Groß, Geschäftsführerin des Lebenshaus-Vereins, und die Studenten, die später in die Medienbranche wollen. „Wir sehen jeden Tag, das das Thema Pflegeeltern in unserer Gesellschaft nicht durchgedrungen ist“, sagt Silvia Groß. Das Thema brauche Präsenz, deshalb habe sich ihr Verein für das Studentenprojekt beworben.

Ein ähnliches Projekt läuft in Chemnitz. Der Lebenshaus-Verein wirbt im Landkreis Zwickau um Pflegeeltern und bietet Kurse für Pflegeeltern an. Wenn sich die Familien überfordert fühlen, geben Silvia Groß und ihre Kolleginnen Hilfe und begleiten therapeutisch. Ziel ist es, Eskalationen zu vermeiden, zu verhindern, dass Kinder zurückgegeben werden, weitergereicht, dass Bindungen brechen und alles von vorn beginnt. Zerwürfnisse passieren ja nicht sofort, sondern in Stufen, sagt Silvia Groß. Der Verein halte Kontakt zu 550 Pflegefamilien in Sachsen. Silvia Groß sagt, sie hat es selten erlebt, dass Pflegekinder und Pflegeeltern miteinander brechen.

Liane Kühn ist hin- und hergerissen, wenn sie von Jason spricht. Nach einem Jahr im Heim braucht er feste Beziehungen, einerseits. Andererseits hätte er in eine Ersatzfamilie gehört, in der mindestens ein Elternteil einen pädagogische Ausbildung hat. Ihr Mann mache das rührend mit dem Jungen. Aber wenn sie das Gefühl bekommt, dass er ihre Familie zerstört, werde sie einen Schnitt machen. Schnitt würde bedeuten: Jason könnte nicht bleiben. Liane Kühn und ihre Kolleginnen fühlen sich von den Behörden allein gelassen, deshalb arbeite ihr Landesverband vor allem politisch. Sie wollen sensibilisieren. Dass es Nothilfen für Pflegefamilien bräuchte für den Moment, wenn das Pflegekind austückt: „Die schlimmsten Familien bekommen viel Hilfe. Wir haben deren Kinder und bekommen das nicht.“

ALLE NAMEN der Kinder wurden geändert.